

mare

Louise Nealon

Snowflake

Aus dem Englischen von
Anna-Nina Kroll

mare

Die Originalausgabe erschien 2021 unter demselben Titel
bei Manilla Press/Bonnier Books UK, London.

Copyright © Louise Nealon 2021

Dieses Buch wurde mit der Unterstützung
von Literature Ireland veröffentlicht



1. Auflage 2022

© 2022 by mareverlag, Hamburg

Lektorat Lisa Fabian, Hamburg

Typografie Iris Farnschläder, mareverlag

Schrift Guardi

Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany

ISBN 978-3-86648-660-7



www.mare.de

Meinen Eltern Tommy und Hilda,
für ihre Weisheit, Liebe und Unterstützung.

Der Wohnwagen

Mein Onkel Billy lebt in einem Wohnwagen auf dem Feld hinter unserem Haus. Als ich zum ersten Mal einen Wohnwagen auf der Straße sah, dachte ich, jemand – ein anderes Kind – hätte ihn entführt. Erst da erfuhr ich, dass Wohnwagen eigentlich dazu gedacht sind, bewegt zu werden. Billys Wohnwagen fuhr nirgendwohin. Unverrückbar stand er auf einem Fundament aus Betonklötzen, immer da, seit dem Tag meiner Geburt.

Als Kind besuchte ich Billy oft, wenn ich Angst vor dem Einschlafen hatte. Er sagte, ich dürfe nur aus dem Haus kommen, wenn ich den Mond von meinem Fenster aus sehen könne und ihm Wünsche aus dem Garten mitbrächte. In der Nacht meines achten Geburtstags sauste ich beim Anblick des dicken, runden Mondes die Treppe hinunter und durch die Hintertür hinaus, spürte das nasse Gras an den nackten Füßen, die Dornen der Hecke haschten nach mir, zerrten an den Ärmeln meines Schlafanzugs.

Ich wusste, wo die Wünsche sich herumtrieben. Ein Grüppchen wuchs gleich beim Wohnwagen hinter der Hecke. Ich pflückte einen nach dem anderen, genoss das leise Reißen der Stängel, den klebrig aus dem abgetrennten Ende tropfenden Saft, die fluffig aneinanderstoßenden weißen Köpfe. Ich hielt die

Hand davor, wie um Kerzen vor Wind zu schützen, damit ich auch ja kein Wunschbüschel an die Nacht verlor.

Beim Sammeln wirbelte ich die Silben im Kopf herum – Löwenzahn, Löwenzahn, Löwenzahn. Am selben Tag hatten Billy und ich das Wort in dem großen Wörterbuch unter seinem Bett nachgeschlagen: *dandelion* hieß es auf Englisch. Das käme vom Französischen *dents de lion*, erklärte Billy, den Zähnen des Löwen eben. Der Löwenzahn begann sein Leben als hübsches Ding, die Blätter seines Rocks spitz und gelb wie ein Tutu.

»Das ist das Kleid für tagsüber, aber irgendwann muss die Blüte schlafen gehen. Sie verwelkt, sieht müde und abgezehrt aus, und wenn man gerade meint, ihre Zeit wäre abgelaufen«, Billy ballte eine Hand zur Faust, »verwandelt sie sich in eine Pustebblume.« Er streckte die Finger und zauberte eine weiße Pustebblume hinter dem Rücken hervor, die aussah wie aus Zuckerwatte. »Ein Flauschmond. Eine heilige Gemeinschaft der Wünsche.« Er ließ mich die Wünsche auspusten wie Geburtstagskerzen. »Ein Sternbild der Träume.«

Billy staunte über den Pustebblumenstrauß, den ich ihm hielt, als er die Wohnwagentür aufmachte. Ich hatte so viele gepflückt, wie ich nur finden konnte, um ihn zu beeindrucken.

»Ich wusste es«, sagte er. »Ich hab genau gewusst, dass der Mond zu deinem Geburtstag rauskommt.«

Wir füllten ein leeres Marmeladenglas mit Wasser und pusteten die flauschigen Löwenzahnköpfe hinein, die Federn trieben hinter den gebogenen Samen wie winzige Rückenschwimmer. Ich schraubte den Deckel auf das Glas und schüttelte die Wünsche durch, ließ sie hochleben, schaute ihnen beim Tanzen zu. Wir stellten das Glas auf einen klammen Zeitungsstapel, damit es aus dem Plastikfenster des Wohnwagens schauen konnte.

Billy machte einen Topf Milch auf dem Gasherd warm. Seine

Küche sah aus wie ein Spielzeug, das ich mir zu Weihnachten wünschte. Ich war jedes Mal überrascht, dass sie wirklich funktionierte. Ich durfte die Milch umrühren, bis sie blubberte und eine weiße Haut bildete, die ich mit dem Löffelrücken abschöpfte. Er kippte Kakaopulver hinein, und ich rührte und rührte, bis mir der Arm fast abfiel. Die dampfende braune Flüssigkeit schütteten wir schließlich in eine Thermosflasche und nahmen sie mit aufs Dach zum Sternegucken.

Es dauerte mehrere Tage, bis die Löwenzahnsamen komplett untergegangen waren. Sie hielten sich an der Oberfläche, hingen von ihrem Wasserhimmel, bis sie entweder aufgaben oder ihnen zu langweilig wurde. Und wenn die Welt sie längst aufgegeben hatte, erschienen winzige grüne Triebe, als wären sie Pflanzenmeerjungfrauen, denen unter Wasser Schwänze wuchsen. Dann rief Billy mich rüber, um die sturen kleinen Dinger zu bewundern, die sich weigerten zu sterben.

*

Heute ist mein achtzehnter Geburtstag. Ich bin ein bisschen nervös, als ich an Billys Tür klopfe. Eigentlich besuche ich ihn nachts nicht mehr. Die Außenhaut des Wohnwagens ist kalt an meinen Fingerknöcheln. Die Tür hat eine Gummilippe wie ein Külschrank. Ich drücke die Nägel in das Weiche und reiße ein Stück ab. Ein glatter Streifen löst sich wie das Fett von einer Scheibe Schinken. Ich höre Papiergeraschel und Schritte. Billy macht die Tür auf und gibt sich alle Mühe, nicht überrascht zu wirken.

»Na, so was«, sagt er auf dem Weg zurück in seinen Sessel.

»Na, du Schlafmütze«, begrüße ich ihn. Er ist heute Morgen nicht zum Melken aufgestanden, und ich musste für ihn einspringen.

»Ja, tut mir leid.«

»Und das an meinem Geburtstag«, sage ich.

»Ach, verdammte Scheiße.« Er verzieht das Gesicht. »Ein Wunder, dass Sankt James dich aus dem *leaba* geholt hat.«

»Er wusste nichts davon. Mam hat vergessen, es ihm zu sagen.«

»Wir sind echt das Letzte. Wie alt bist du denn überhaupt geworden? Süße sechzehn?«

»Aufsässige achtzehn.«

Das amüsierte Grinsen, das sich auf seinem Gesicht breitmacht, verschafft mir ein wenig Genugtuung. Ich warte, bis er mir den Rücken zudreht und den Wasserkocher füllt.

»Die Collegenbescheide sind heute gekommen«, sage ich.

Er dreht den Wasserhahn zu und schaut mich an. »Das war heute?«

»Ja. Ich bin am Trinity angenommen. Nächste Woche geht's los.«

Er wirkt traurig. Dann packt er mich an den Schultern und lässt einen lauten Seufzer fahren. »Verdammte Scheiße nochmal, das freut mich für dich!«

»Danke.«

»Scheiß auf den Tee«, sagt er und wischt die Vorstellung weg. »Scheiß auf den Tee, ich hol den Whiskey raus.«

Er wühlt im Küchenschrank. Teller klappern, ein paar gestapelte Schälchen fallen um. Er versucht, die Geschirrlawine mit dem Knie zurückzudrängen. Ich will das Chaos aufräumen, um mich zu beschäftigen, aber da taucht Billy triumphierend mit einer Flasche Jameson aus dem Schrank auf.

»Happy Birthday, Debs«, sagt er.

»Danke.« Ich nehme die Flasche Whiskey entgegen, als wäre sie ein Tombolapreis.

Dann stehen wir unbeholfen rum. Auf keinen Fall will ich diejenige sein, die den Vorschlag macht. Ich bin doch jetzt erwachsen. Ich kann nicht mehr darum betteln, dass wir irgendwas machen.

»Der Himmel ist heute ganz klar«, sagt er schließlich.

»Und es ist arschkalt draußen«, erwidere ich.

»Im Schrank ist 'ne Wärmflasche, wenn du willst.« Billy holt die Ausziehleiter runter, die durch die Deckenluke aufs Dach führt. Er stapft mit seinen schweren Schuhen rauf und zieht den Schlafsack hinter sich her wie ein Kind auf dem Weg ins Bett.

Ich setze Wasser auf. Die seltsame Einrichtung des Wohnwagens schaut mich an. Über Billys Bett baumelt ein altes Modellflugzeug aus Holz. Ein Männchen sitzt mit Fernglas in der Hand darauf wie auf einer Schaukel. Wir haben ihn Pierre getauft, weil er einen Schnurrbart hat.

Das heiße Gummi der Wärmflasche wärmt meine Hände. Ich nehme immer zwei Sprossen auf einmal, bis mir der Nachtwind um die Nase weht. Es ist wie auf einem Boot. Wir krabbeln in unsere Schlafsackkokons und legen uns auf das verzinkte Blech, das Billys Zuhause umhüllt. Das Dach unter meinen Händen ist kalt und glitschig. Es fühlt sich an, als würde ich auf einem Eisblock liegen. Wir schauen in den Himmel, als ob es von uns abhängt, dass er da oben bleibt.

Der Ausblick vom Wohnwagendach ist das Einzige, was nicht kleiner wird, je älter ich werde. Wir hören die Hufe der Kühe im Gras rascheln. Sie kommen schnuppernd angelatscht, um nachzusehen, was los ist. Ich nehme einen Zug vom klammen, muffigen Wohnwagenschweiß aus dem Schlafsack. Billy riecht nach Zigaretten und Diesel. Seine Pulloverärmel baumeln über den fingerlosen Wollhandschuhen. Bartstoppeln wachsen in einem Streifen um seinen Mund herum und ziehen sich die Wangen-

knochen rauf, wo sie sich mit den Haaren hinter seinen Ohren vereinigen.

»Du hast also eine Geschichte für mich«, sagt Billy.

»Ich hab keine Lust auf eine Geschichte.«

»Hast du wohl«, sagt er. »Ich such mir einen Stern aus.«

Ich tue wenig begeistert und fummle am Reißverschluss meines Schlafsacks rum. Ich stecke mir die Haare hinter die Ohren und warte, dass er sich für einen Stern entscheidet.

»Siehst du den Polarstern?«

»Nee, ist ja nur der hellste Stern am Himmel.«

»In Wirklichkeit ist der Hundstern der hellste.«

»Du hast gesagt, es wäre der Polarstern.«

»Tja, da hab ich mich wohl geirrt.«

»Das ist jetzt ein ziemlicher Schock.«

»Also, siehst du ihn jetzt? Den hab ich dir doch schon mal gezeigt, oder?«

»Erst ein paar Hundert Mal, Billy, aber du hast mir immer erzählt, er wäre der hellste Stern am Himmel.«

»Der zweithellste.«

»Und ich soll jetzt den zweithellsten Stern finden?«

»Der mit dem W daneben.«

»Ja, ich weiß, der, der am hellsten *aussieht* ... aber es gar nicht ist.«

»Ich will nur sicherstellen, dass wir über denselben Stern reden. Meine Fresse. Also, siehst du die fünf Sterne daneben, die zusammen ein schiefes W ergeben?«

Ich blinzle in den Himmel und versuche, die Punkte zu verbinden. Früher habe ich immer so getan, als würde ich sehen, was Billy sah. Es ist so blöd, wenn man sich richtig anstrengt und trotzdem nichts erkennt. Ich stelle es mir vor wie Blindenschrift lesen, nur mit Lichtern, die in etlichen Milliarden Kilometern

Entfernung leuchten. Es sind einfach zu viele – wenn mich der ganze Haufen auf einmal anstarrt, bin ich überfordert.

Je älter ich werde, desto mehr Mühe gebe ich mir. Billy unterteilt die Sterne in Bilder und Geschichten, das macht es einfacher, sich zu orientieren. Das W ist einigermaßen leicht zu erkennen.

»Ja, das kenn ich«, sage ich. »Das, was wie ein Schaukelstuhl aussieht.«

»Genau«, sagt er. Ich schaue auf seinen Zeigefinger, der mühelos Linien zwischen den Sternen zieht. »Kassiopeias Stuhl.«

»An die erinner ich mich.«

»Gut – dann erzähl mir mal von ihr.«

»Du kennst die Geschichte doch, Billy«, sage ich.

»Von dir hab ich sie aber noch nie gehört.«

Ich seufze, um Zeit zu gewinnen. Die Figuren finden sich in meinem Kopf allmählich zusammen.

»Na los«, fordert Billy mich auf.

»In einem früheren Leben war Kassiopeia eine Königin, die Frau von Kepheus«, erkläre ich. »Der ist auch da oben. Kassiopeia war richtig gut drauf. Sie war total nett, aber die Leute fanden sie komisch. Sie trug die Haare offen und lief die ganze Zeit barfuß rum, was die Leute empörte, weil sie doch adelig war. Sie gebar eine Tochter namens Andromeda und brachte ihr bei, sich selbst zu lieben und zu respektieren – das war damals echt radikal. Aber ihr Freigeist wurde für Arroganz gehalten. Es sprach sich rum, dass diese Hippiekönigin barfuß durch die Gegend lief, sich selbst liebte und ihrer Tochter das Gleiche beibrachte. Das konnte Poseidon natürlich nicht auf sich sitzen lassen. Er beschloss, den Menschen in Erinnerung zu rufen, dass sie rein gar nichts zu melden hatten. Also schickte er ein Seeungeheuer, um das Königreich von Kassiopeias Gatten zu verwüsten. Es

hieß, Kassiopeia könne das Königreich nur retten, indem sie ihre Tochter opferte, also tat sie das. Sie kettete Andromeda an einen Felsen am Rand einer Klippe und überließ sie dem Tod.«

»Herzloses Miststück«, sagt Billy.

»Tja, sie hatte keine Wahl. Sonst hätte das Ungeheuer alle umgebracht.«

»Die alten Griechen hatten echt 'nen Knall. Darf ich raten, was mit Andromeda passiert ist?«

»Darfst du.«

»Wurde von einem Märchenprinzen gerettet?«

»Na klar«, sage ich.

Billy reicht mir die Flasche mit dem Whiskey. Er brennt im Hals.

»Perseus, der gerade erst die Medusa erledigt hatte, machte das Seeungeheuer auf dem Rückweg platt, und da musste Andromeda ihn natürlich zum Dank heiraten«, sage ich.

»Typisch. Und was war mit Kassiopeia?«

Ich zeige zu ihr auf. »Die sitzt da oben in ihrem Schaukelstuhl. Poseidon hat sie daran festgebunden, damit sie auf dem Kopf steht, wenn sie den Nordpol umrundet. Aus dem Stuhl kommt sie nicht mehr raus und muss sich bis in alle Ewigkeit drehen.«

»O Mann«, sagt Billy. »Das halbe Leben lang kopfstehen. Da sieht man die Welt vielleicht irgendwann mit anderen Augen.«

»Mir würde nur schwindelig werden.«

»Am Anfang vielleicht, aber daran gewöhnt man sich bestimmt.«

»Ich bin ganz froh über die Schwerkraft, danke.«

»So froh, dass ich dich jetzt vom Dach stoßen könnte?«

Er schubst mich so heftig, dass ich mitsamt Schlafsack herumrolle und aufschreie. »Billy, du Arsch! Das ist nicht witzig.«

»Bist du etwa keine Freundin von Geburtstagsüberraschungen?«

»Hör auf jetzt«, sage ich, aber innerlich bin ich glücklich und zufrieden. Ich denke über meine Geschichte nach und setze die Flasche noch einmal an. Schon der erste Schluck Whiskey hat das Himmelskarussell in Gang gesetzt.

Pendlerin

Heute ist mein erster Tag an der Uni, und ich habe den Zug verpasst. Billy war sich ganz sicher, dass ich ihn noch kriege. Er hat zu lange mit dem Melken gebraucht und konnte mich erst danach zum Bahnhof fahren. Also komme ich jetzt zu spät. Wozu, weiß ich allerdings nicht so genau. Ich brauche Freunde, aber bis zum Mittag sind bestimmt schon alle guten weg. Es ist Orientierungswoche, und ich habe Collegefilme gesehen – wenn ich an der Uni meine zukünftige beste Freundin oder meine große Liebe treffe, dann am ersten Tag.

Ich war bisher immer nur im Dezember in Dublin. Billy und ich fahren jedes Jahr hin, um uns die Weihnachtsbeleuchtung anzusehen. In meiner ersten Erinnerung an Dublin warten wir an der O'Connell Bridge auf den Bus nach Hause, ich war vielleicht fünf oder sechs. Als der Bus endlich kam, war schon das Einsteigen eine Erleichterung, weil wir endlich aus dem strömenden Regen und dem Regenschirme umklappenden Wind raus waren. Billy klopfte beim Fahrer an die Scheibe und hielt ihm einen Zehneuroschein hin. Er faltete ihn und versuchte, ihn in den Münzschlitz zu stopfen, als würde er einen Zaubertrick vorführen.

Der Fahrer schaute ihn an. »Was soll ich damit?«

Billy zog den Schein wieder raus und ließ die Leute hinter uns

vor, damit sie ihre Fahrkarten bezahlen konnten. »Meister, du hast doch da massenweise Wechselgeld«, sagte er und nickte in Richtung des Münzgeklimpers.

»Seh ich aus wie 'n einarmiger Bandit, oder was?« Der Fahrer starrte uns so lange an, bis Billy zurückwich.

Wir stiegen aus, zurück in den Regen. Von da an nahmen wir immer den Zug.

Billy im Umgang mit Fremden zu sehen, war seltsam. Er war gar nicht so selbstsicher wie sonst. Wenn er mich an die Hand nahm, wusste ich nicht, ob er das für mich oder für sich tat.

Wir fanden uns auf unsere Art in der Stadt zurecht. Die Jahre verschmelzen miteinander und werden eins: Wir schauten immer erst im General Post Office vorbei, um Cúchulainn und den Jungs die Ehre zu erweisen, dann ging es über die Brücke und die Dame Street zu der Bäckerei in der Thomas Street, wo uns eine gruselige Frau mit zerkrautschtem Gesicht Würstchen im Blätterteig für fünfzig Cent verkaufte. Einmal bot Billy einem Obdachlosen am Kanal eine Zigarette an. Wir setzten uns mit ihm auf eine Bank und hielten die Art lockeren Plausch, den manche Leute nach der Messe am Kirchentor halten.

Auf der Grafton Street schauten wir einer Marionette im Schaufenster von Brown Thomas dabei zu, wie sie einen Schuh mit Hammer und Nagel bearbeitete. Spielzeugeisenbahnen bummelten auf ihren vorbestimmten Pfaden. Billy fragte mich, was ich werden wolle, wenn ich mal groß sei, und ich zeigte auf einen Straßenkünstler, der angemalt war wie eine Bronzestatue, und erklärte, so was könne ich mir vorstellen, weil es dann mein Beruf sei, Leute glücklich zu machen. Entweder das oder Priester. Er lächelte und sagte: »Na, dann mal viel Erfolg.«

Billy wollte immer, dass ich mich am Trinity College bewerbe. »Die einzige Uni, an der das Studieren lohnt. Sind aber ganz

schön schnöselig da.« Er zeigte mir die hohen Steinmauern und spitzen Metallzäune am Seiteneingang auf der Nassau Street, aber wir gingen nie rein. Ich glaube, er wusste nicht, dass der Campus öffentlich zugänglich ist. In meinem Kopf lief es wie bei *Die Verurteilten*, nur umgekehrt. Man musste Morgan Freeman mit Zigaretten bestechen und einen Tunnel hineingraben.

Aber als wir letztes Jahr mit der Schule eine Berufsmesse besuchten, wurde der Trinity-Stand gar nicht von Morgan Freeman betreut. Stattdessen drückte mir eine Frau mit grauem Gesicht und dunkelblauem Hosenanzug eine Broschüre in die Hand und sagte, man brauche ziemlich viel Köpfchen, um dort angenommen zu werden. Sie hatte unrecht. Es braucht nicht viel Köpfchen. Man muss nicht schlau sein, um am Trinity angenommen zu werden. Nur hartnäckig.

*

Ich verliere mein Ticket auf der Hinfahrt. Das merke ich allerdings erst vor den Schranken an der Connolly Station. Ich gehe zu dem Kasten mit der Aufschrift INFORMATION und erzähle dem Mann hinter der Glasscheibe, was passiert ist.

»Wo sind Sie denn eingestiegen?«, fragt er.

»Maynooth.«

»Wie viel hat das Ticket gekostet?«

»Weiß ich nicht mehr.«

»Haben Sie mal einen Ausweis für mich?«

»Hab ich nicht dabei.«

»Wie heißen Sie denn, Herzchen?«

»Debbie. Äh, Deborah White.«

»Sind Sie schon achtzehn?«

»Ja.«

»Tja, Deborah, damit haben Sie sich hundert Euro Strafe eingehandelt.«

Er zeigt auf ein kleines Schild in der unteren Ecke seines Fensters, auf dem FESTE GELDSTRAFE BEI BEFÖRDERUNGERSCHLEICHUNG steht, und schiebt mir einen Zettel durch die Schublade. Ich überfliege ihn: *zahlbar innerhalb von einundzwanzig Tagen – strafrechtliche Verfolgung bei Nichtzahlung – Bußgeld im Falle einer Verurteilung: bis zu eintausend Euro.*

»Ich hab das Ticket aber doch verloren«, sage ich.

»Kindchen, wenn Sie eins gekauft hätten, wüssten Sie ja noch, wie viel es gekostet hat.«

»Aber ich hab's wirklich vergessen.«

»Da können Sie mir viel erzählen. Wenn Sie den Beleg beim Kollegen an der Schranke vorzeigen, lässt der Sie durch.«

*

Ich komme zum ersten Mal allein nach Dublin, als verurteilte Straftäterin.

*

Unbewusst laufe ich einer Frau hinterher, die auf dem Weg zur Arbeit ist. Sie trägt Bleistiftrock, Strumpfhose und Turnschuhe, hat einen Kaffee to go in der einen und eine Aktentasche in der anderen Hand. Sie läuft, als müsste sie den Rest des Tages einholen. Ich halte ein paar Schritte Abstand. Wir überqueren eine breite Brücke, die unter dem Gewicht der vielen Menschen vibriert, unter unseren Füßen federt, als wollte sie uns aufmuntern.

Erst an der O'Connell Street habe ich genug Mut beisammen,

um einen Polizisten nach dem Weg zum Trinity College zu fragen. Er lacht mich aus, und ich werde rot, hasse mich dafür. Ich gehe in die Richtung, in die er mich schickt, und bin fest entschlossen, ab jetzt so auszusehen, als wüsste ich genau, wo ich hinmuss.

Ich warte erst mal eine Weile an dem Metallzaun vorm Haupttor. Ich schaue zu, wie Menschen durch das Mauselloch schlüpfen, das auf den Campus führt, und frage mich, warum man den Eingang wohl so klein gemacht hat. Ich muss an eine verstörende *Oprah*-Folge denken, die ich mit sechs heimlich mitangehört habe. Als Granddad noch lebte, war Nachmittagsfernsehen sein Kryptonit. Nachdem er mitten am Tag zu Abend gegessen hatte, setzte er sich immer vor den Fernseher und schaute *Oprah*, *Judge Judy* oder *The Weakest Link* mit Anne Robinson. In besagter *Oprah*-Folge erklärte ein Psychologe mit Wuschelhaar, dass das Durchschreiten einer Tür einen kurzen Gedächtnisaussetzer entstehen lasse. Den Frauen im Publikum verschlug es den Atem, sie nickten, erinnerten sich an die vielen Male, die sie einen Raum verlassen hatten, um etwas Bestimmtes zu tun, nur um sich hinterher ratlos am Kopf zu kratzen.

Ich weigerte mich, das Wohnzimmer zu verlassen, war felsenfest überzeugt, dass die Türen, jetzt, wo ich wusste, was sie im Schilde führten, mein Gedächtnis komplett löschen würden. Ich klammerte mich an den Sessel, vergrub den Kopf in den Kissenfalten, trat um mich und biss Mam in die Hand, als sie versuchte, mich hochzuziehen. Abends gab ich schließlich auf und ließ mich von ihr zum Abendessen in die Küche zerren. Beim Überqueren der Türschwelle fragte ich mich, wie lange es wohl dauern würde, bis ich vergaß, wer ich war.

Dieses Tor sieht aus, als hätte es die Macht, Ähnliches zu bewirken. Ganz egal, wer ich bin – sobald ich hindurchgehe, werde

ich verändert sein. Darauf bin ich nicht vorbereitet. Ich habe das Gefühl, ich müsste eine Beerdigung für mich abhalten.

Ich tue so, als würde ich auf jemanden warten, für den Fall, dass mich jemand beobachtet. Ich schaue aufs Handy und auf die Uhr und lasse den Blick über die seltsame Parade schweifen, die an mir vorbeizieht. Androgyner Grunge, schnöselige Sakkos, abgeschnittene Caprihosen, Pullover von Abercrombie and Fitch und T-Shirts von Ralph Lauren, Stoffbeutel voller Buttons, die ominöse politische Kampagnen bewerben.

Ein Mädchen in gelbem Regenmantel steigt vom Fahrrad. So ein Vintage-Rad mit Weidenkorb vorne dran. Keine Ahnung, wie sie es hinkriegt, im Regenmantel cool auszusehen. Schwarze Haare. Pony. Sommersprossen. Nasenpiercing. Sie wirkt fröhlich – aufgeregt, aber nicht auf eine peinliche Art.

Ich trage meine beste Jeans und eins von Billys karierten Hemden mit hochgekrepelten Ärmeln. Ich sehe aus, als wäre ich auf dem Weg zur Kartoffelernte. Ich schaue zu, wie das Mädchen durch das Loch verschwindet, das auf den Front Square führt. Ich atme einmal tief durch und gehe ihr hinterher.

*

Ich stehe unter dem Banner, das die Orientierungswoche ankündigt, und mir ist schmerzlich bewusst, wie wenig Orientierung ich habe. Ich weiß auch nicht, was ich erwartet hatte – vielleicht eine ausgewiesene Ecke zum Freundefinden. Bevor ich sonst riskiere, jemanden anzusprechen, kenne ich normalerweise Namen und Hund der Person und weiß, wie ihr Vater besoffen drauf ist. Überall gibt es Stände und Pavillons, an denen lauter Leute stehen, die sich schon zu kennen scheinen. Englische Dialekte titschen über das Kopfsteinpflaster. Ich streife umher

wie ein gehemmttes Gespenst und warte, dass mich jemand bemerkt.

»Hallo!«

»O Gott!«

»Sorry, ich wollte dich nicht erschrecken.« Eine bärtige Avocado spricht mit mir. »Ich bin von der Vegan Society, und wir spielen ein Assoziationsspiel, um Irrtümer zum Thema Veganismus auszuräumen. Also, was fällt dir als Erstes ein, wenn ich ›vegan‹ sage?«

»Hitler?«

»Wie bitte?«

»Hitler war Veganer. Heißt es jedenfalls immer. Wahrscheinlich Propaganda. Oder einfach Quatsch.«

»Okay, interessant. Du verbindest den Begriff also immer noch mit diesem Scheinfakt, obwohl er erwiesenermaßen falsch ist.«

»Hitler hat irgendwie was, das einem im Kopf bleibt.«

»Würdest du in Betracht ziehen, Veganerin zu werden?«

»Ich weiß nicht. Ich wohne auf einem Milchbauernhof.«

»Milchwirtschaft nimmt Müttern ihre Babys weg«, sagt er. Ich bin mir nicht sicher, ob er Witze macht oder das ernst meint. »Kühe sind über Jahrhunderte hinweg für den menschlichen Verzehr optimiert worden. Frankensteins Monster, jede einzelne.«

»Frankenstein hatte aber nur ein Monster«, sage ich.

Er hält inne, um darüber nachzudenken, und kommt dann offenbar zu einem Ergebnis. »Genau«, sagt er und zeigt auf mich, als hätte er eine Ziellinie überquert und das Gespräch gewonnen.

»Wie heißt du?«, frage ich mutig.

»Ricky.«

»Ricky«, wiederhole ich. »Das versuche ich mir zu merken.«
»Machst du eh nicht.« Ricky sieht aus, als würde er gleich noch was sagen, hält sich dann aber doch zurück. »Go vegan!«, ruft er stattdessen und reckt die Faust in die Luft.

*

Ich stelle mich in eine Schlange, um beschäftigt auszusehen.

»Ist das die Schlange für die Einschreibung?« Das Mädchen im gelben Regenmantel spricht mit mir.

»Glaub schon«, sage ich.

»Super, das muss ich heute machen. Was studierst du?«, fragt sie.

»Anglistik«, sage ich.

»Ach, super, ich auch. Wohnst du in den Halls?«

»Hä?«

»Im Wohnheim.«

»Nein, ich wohn zu Hause. Eine knappe Stunde von hier.«

»Ach, du bist Pendlerin! Und, wie findest du es?« Sie fragt, als wäre sie ehrlich an meinem Wohlergehen interessiert.

»Na ja, ich hab es ja erst ein Mal gemacht bisher.«

»Ach, stimmt, ja, das war eine dumme Frage.« Sie hält inne.

»Ich bin übrigens Santy.«

»Freut mich, Santy. Cooler Name.«

»Danke, danke. Meine Eltern haben's mit griechischer Mythologie.«

»Ach.« Ich habe noch nie von einer Griechin namens Santy gehört.

»Und wie heißt du?« Santy hat die Art grüne Augen, die ich nur aus Musikvideos kenne.

»Debbie.«

Sie lacht. »Sorry, aber ... du hast gerade auf dich gezeigt.«

»Hab ich? Tut mir leid, ich stell mich nicht so oft vor.«

Santy kommt aus Dublin, aber sie spricht nicht wie die Dubliner Kids in der Gaeltacht, die so schnöselig klangen, dass sie fast aus einem anderen Land hätten sein können. Sie klingt ganz normal. Bodenständig. Nicht verhätschelt. Irgendwas stimmt da nicht.

»Santy!« Ein Mädchen mit Baskenmütze kommt auf uns zu. Sie ist klein und stämmig, trägt eine teure Brille und eine braune Ledertasche.

»Hey! Debbie, das ist meine Mitbewohnerin Orla. Sie kommt aus Clare.«

»Freut mich«, sage ich und begrüße sie mit einem festen Händedruck. Alle, die vom Land kommen, sind Konkurrenz. Es kann nur eine Flachbirne vom Arsch der Heide geben. Aber meine Sorge ist unbegründet. Orla klingt wie ein Mitglied des Königshauses.

»Was steht heute an?«, fragt sie Santy.

»Ich muss mich einschreiben.«

»Super, ich auch.« Orla holt einen Ordner aus ihrer Tasche.

»Ich glaub, ich hab alles.«

»Sollten wir was mitbringen?«, frage ich.

»Hast du die Formulare nicht?«, fragt Orla zurück.

»Was für Formulare?«

»Man soll sich online registrieren. Du hast eine E-Mail gekriegt.«

»Die hab ich nicht gesehen«, sage ich. »Unser Internet zu Hause ist ziemlich lahm.«

»Oje.« Orla sieht aus, als würde sie sich für mich schämen.

»Ohne die Formulare hat es keinen Zweck, sich anzustellen.«

Santy legt den Kopf schräg und schaut mich an, als wäre ich

ein streunender Hund, den sie im Garten gefunden hat. »Nicht schlimm, du hast noch die ganze Woche Zeit dafür«, sagt sie. »Man kriegt da sowieso nur Kondome und eine Vergewaltigungspfeife.«

»Bekommen die Jungs auch Vergewaltigungspfeifen?«, fragt Orla.

»Bestimmt«, sagt Santy. »Wär ja total sexistisch, wenn sie nicht allen eine geben würden.«

»Wisst ihr, wo ich hier einen Computer finde?«, frage ich.

»Hast du mal in der Bibliothek geguckt?« Orla hält mich eindeutig für eine Idiotin.

»Ach ja, klar, sorry«, sage ich und entschuldige mich aus der Schlange.

»Da lang«, sagt Orla und zeigt in die entgegengesetzte Richtung.

»Danke.«

Ich tue so, als würde ich zur Bibliothek gehen, und klappe mein Portemonnaie auf, um Kleingeld für den Zug nach Hause zu zählen.